

GAY FANTASY
ROMANCE



Der Wunschfluch

GEFÄHRLICH HEIßE WEIHNACHTEN

*Vaelis
Vaughan*

VAELIS VAUGHAN

DER WUNSCHFLUCH

GEFÄHRLICH HEISSE WEIHNACHTEN

Gay Fantasy Romance / Queer Christmas Lovestory

KLAPPENTEXT

Stanleys Schauspielkarriere hat eine so grandiose Bruchlandung hingelegt, dass man sie glatt verfilmen könnte: Vom gefeierten Broadway-Star im weltberühmten Orpheum Theatre in Minneapolis zum Rabattkarten verteilenden Weihnachtsmann im Grand Rapids Einkaufscenter! Das Glück scheint ihn völlig verlassen zu haben, ebenso wie sein Charme, denn er hangelt sich nur noch von einem Kleindarstellerjob zum nächsten, und auch in seinem Liebesleben herrscht Frust statt Lust. Mit der Mindestlohn-Rolle des Kleinstadt-Mall Santa Claus ist er an seinem beruflichen Tiefpunkt angekommen und als wäre das nicht schon erniedrigend genug, wird er bei diesem illustren Kackjob voller nerviger, verwöhnter, undichter Gören auch noch beinahe von der opulenten Kaufhaus-Deko erschlagen. Dabei rettet er jedoch einem kleinen Jungen das Leben und kommt so in den unfreiwilligen Genuss, magische Kräfte zu erhalten – in Form von goldenen Zauberhandschuhen, mit denen er plötzlich Wünsche erfüllen kann! Also, die von anderen, nicht seine eigenen, versteht sich! Das Universum hat ja Humor! Damit geht das Chaos an seinem letzten Arbeitstag erst richtig los: Ein plärrender Mini-Monarch verlangt nach einem Eis? Stanley hat es schon in der Hand! Ein muffiges Pubertier will das neueste Ballergame? Stanley hat es zufällig in der Tasche! Eine kleine, fünfjährige Drama-Queen schreit nach einem Pony? Tja, das steht jetzt mitten in der Fressmeile, mit einem Huf in den Nachos. Während Stanley in all dem wenig zauberhaften Chaos beinahe den letzten Nerv verliert und sich fragt, was er nur getan hat, um diesen Fluch zu verdienen, kommt plötzlich ein junger Mann durch die gläserne Drehtür, der eine Hitze durch seinen Körper schießen lässt, die definitiv nichts mit keuschen Spielchen zu tun hat! Möglicherweise haben seine übersinnlichen Kräfte also doch einen Nutzen?

Der
Wunschfluch
GEFÄHRLICH HEIßE WEIHNACHTEN

Vaelis Vaughan

INHALT

Kapitel 1	007
Kapitel 2	047
Kapitel 3	077
Kapitel 4	111
Kapitel 5	141
Kapitel 6	171
Epilog	199
Nachwort	209
Danksagungen	219
Über Vaelis	220
Impressum	222

KAPITEL 1

Ich schwitze.

In diesem Center sind mindestens fünfundzwanzig Grad und ich trage einen Bart aus weißen Synthetikhaaren, eine Zipfelmütze mit Kunstfellinlay und einen Mantel aus dickem, roten Plüsch über einem luftundurchlässigen Schwangerschaftsbauch zum Umschnallen, weil ich nicht fett genug bin, um den Weihnachtsmann zu spielen.

Also klar schwitze ich! Und das nicht nur dezent, mit so einem edlen, glitzernden Feuchtigkeitfleck auf Nasenspitze und Wangenknochen, was man in Modekreisen als „*healthy glow*“ durchgehen lässt, ooooh nein! Es geht eher so in die Richtung: „*Der hat heut früh wohl in Butter geduscht*“! Ja, genau! So ein klebriges, juckendes, siedendes Elendsschweißgefühl, das nach Polyester in der Mikrowelle, Zuckerwatte und Verzweiflung riecht. Zu allem Überfluss rutscht mir auch noch ständig der Bart hoch und kriecht mir dabei in meinen Mund, bis ich mir vorkomme, als hätte ich einem schwulen Eisbären die Eier geleck!

›*Durchatmen, Stan. Durchatmen!*‹

»Und daaaaann ... dann wünsch ich mir noch ein Anna und Elsa Kleeeeeid ... aber in rosaaaaa«, erzählt das Mädchen auf meinem Schoß langatmig weiter, während wir von ihrem Daddy fotografiert werden und sie ihre bestumpften Beine vor und zurück schwingt, immer schön gegen mein rechtes Knie. Ich bemerke erst jetzt, dass ich ihr schon seit einer Weile nicht mehr zugehört habe.

»Das gibts nur in blau«, murmle ich schließlich und sofort rutscht mir wieder dieser beknackte Bart in die Fresse! »Phphhph!«

›Boah! Diese beschissenen Schnauzenfussel!‹

Meine Wut unterdrückend streiche ich ihn halbwegs unauffällig mit meinen nicht mehr ganz so weißen Handschuhen wieder herunter, als würde ich darüber nachdenken, welches meiner Rentiere heute Abend in der Pfanne landet, wobei ich mir auch gleich die Plastikflusen aus den Zähnen zupfe.¹

›Ich schwöre, morgen, direkt nach Feierabend, verbrenne ich das Teil! Auf meinem Balkon, wenns sein muss!‹

Ich werde niemals verstehen, warum sich manche Rasierverweigerer ihren Gesichtsrasen freiwillig so lang wachsen lassen. Es juckt, ist unkomfortabel und noch dazu filtert man beim Essen unfreiwillig

¹ *Funfact: Männliche Rentiere werfen ihr Geweih im Spätherbst ab, also meist zwischen November und Dezember, direkt nach der Paarungszeit. Weibliche Rentiere behalten ihr Geweih dagegen bis ins Frühjahr – also durch den gesamten Winter hindurch. Ergo wird der Schlitten des Weihnachtsmannes von weiblichen Rentieren gezogen und »Rudolph« hätte eigentlich ein Mädchen sein müssen ...*

alles Gute aus seiner Nahrung heraus.

»Aber ich mag kein blaiaaau«, quäkt mich meine höchstens vierjährige Besetzerin mit den Schweinekringelzöpfen zurück in meine leidige Aufgabe. »Blau ist doch für Juuungs!« Sie schiebt bockig die Unterlippe vor, ehe sie wuchtig die Arme verschränkt.

»Na ja, weißt du ... genau genommen sind alle Farben *genderfrei* und diese Sache mit dem *blau für Jungs* und *rosa für Mädchen* ist eigentlich nur eine Masche der Konzerne, damit sie ihre Produkte einfacher verhökern können! Mein Kumpe- äh *Weihnachtswichtel* ... Steve ... trägt zum Beispiel wahn-sinnig gerne glitzerndes Pink und -«

»Komm, Schluss jetzt, Susan! Da warten noch ganz viele andere Kinder auf Santa Claus«, fällt mir ihr Vater plötzlich in meine versuchte Farbakzeptanz-Nachhilfe und wirft mir einen strengen Blick zu, ehe er unauffällig auf den nagelneuen Klamottenhaufen über seinem Arm deutet.

Alles rosa.

Ich schnalze mit der Zunge, will ihm gerade einen Spruch reindrücken, doch da bemerke ich Malcolm Frederics, den Manager der Mall, der just in diesem Moment schwungvoll über das Geländer der ersten Etage schaut. Also nicke ich nur noch und lächle mild, ehe ich »Meine Wichtel machen dir sicher auch ein rosa Elsa-Kleid« vor mich hin leiere und klein Barbie von meinem Knie schiebe, um ihr meinen verfilzten Sack unter die Nase zu halten,

damit sie sich noch eine Süßigkeit aussuchen kann.

Frederics nickt und zieht sich langsam zurück. Dieser Typ ist wie ein Hai. Man sieht ihn nicht immer, aber man weiß, er ist da und beobachtet einen! Außerdem taucht er jedes Mal dann auf, wenn ich gerade durchatmen will, kontrolliert mit seiner Checkliste die Anzahl der Kinder in meiner Schlange, und tut so, als sei er Teil einer streng geheimen Weihnachtsmission.

Sobald er weg ist, hebe ich subtil den Kopf, überfliege das Meer aus rotbackigen, grenzdebil grin-senden, grüngekleideten Plastikelfen, die mich umsäumen, und schaue zum gefühlt dreihun-dertsten Mal heute auf die große Wanduhr – meinen Erzfeind. Sie tickt so gnadenlos träge vor sich hin, dass man meinen könnte, sie wäre zwischendurch eingepennt, aber jetzt ist da ein Licht am Ende des Tunnels.

›*Halb acht ...*‹

Nur noch dreißig Minuten, dann ist Feierabend, und ich darf endlich raus aus diesem überheizten Kaufhaus, in dem die Menschen entweder nach den fettigen Zimtschnecken vom Cinnabon-Stand am Ein-gang der Mall riechen oder nach unzähligen durcheinandergewürfelten Parfumpuben inklusive schleichender Ehekrise.

›*Komm schon, Stan, du schaffst das*‹, sporne ich mich innerlich an, blase die Backen auf, kratze meine letz-ten Reserven zusammen und starre apathisch auf die Rolltreppe, meinen persönlichen Highway to Home – oder zur „*Raucherpause hinterm Container*“,

die mir immer als Ausrede für einen kleinen Spaziergang dient, denn eigentlich quarze ich nicht.

Susan ist wählerischer als jemand, der „*nur mal kurz guckt*“ – und dann drei Stunden Amazon-Rezensionen liest, also nutze ich die Gelegenheit zur geistigen Entspannung und schaue weiter wie gehirnamputiert lächelnd in der Gegend herum, während sie in den zuckrigen Überresten meiner Würde wühlt.

Rund um meinen zentral verankerten Sessel pulsiert das weihnachtliche Irrenhaus. Kunstschnee glitzert unter den Scheinwerfern wie Asbest im Mondlicht. Die Lautsprecher quäken ein sterbendes „*Jingle Bells*“ hervor, das sich mit gerade mal fünfzehn weiteren altbackenen Songs seit dreiundzwanzig Tagen die Klinke in die Hand gibt. Und das in Endlosschleife! Nicht etwa aus nostalgischen Gründen – nein! Frederics, seines Zeichens ein Mann mit dem Charisma eines Toastbrots und der Sparmentalität eines schwäbischen Eichhörnchens im Winter, hat einfach nur keinen Bock auf Lizenzgebühren und lässt deshalb eine sehr begrenzte Auswahl alter, gemeinfreier Schinken laufen, kombiniert mit urheberrechtsfreien Instrumental-Versionen bekannter Weihnachtslieder, die sich allesamt anhören, als hätte sie jemand auf einem kunterbunten Plastikpiano für Kleinkinder gespielt. Und damit nicht genug!

Rechts neben mir ragt der künstliche XXL-Weihnachtsbaum in monumentaler Billigpracht in die Höhe, mitsamt seiner stoisch blinkenden Lichterkette und den rot-goldenen Kugeln, die aussehen,

als kämen sie aus einem Baummarktregal der Sechziger. Wahrscheinlich tun sie das auch. Es ist dieselbe Synthetikanne wie jedes Jahr, denn Frederics weigert sich, eine echte zu kaufen, »weil die nadelt«.

Natürlich. Ein Plastikbaum nadelt nicht. Dafür riecht er aber auch nach nichts – außer purer Enttäuschung, doch das ist dem feinen Herrn egal. Er muss ja nicht den ganzen Tag danebensitzen und die langsam durchschmorenden PVC-Kontakte schnüffeln. Und dass ihn ein richtiger Baum jedes Jahr genauso viel kosten würde wie einmalig damals dieses Stahlgerippe mit den mintgrünen Kunststoffnadeln, verschweigt er natürlich. Doch alle hier wissen, dass es genau darum geht: Geiz, getarnt als Pragmatismus.

Aber wenigstens ist er konsequent. Er spart nicht nur Geld, sondern praktisch jede Form von Glaubwürdigkeit, wie man auch ganz wunderbar an den abgegriffenen, leeren Geschenkboxen in zigfach geklebter Goldfolie erkennen kann. Deren Schleifen sind so schief gebunden, dass man selbst auf zehn Meter Entfernung erahnen kann, wie oft sie bereits von gierigen Kinderhänden aufgerissen und von genervten Angestellten wieder zusammengebunden wurden.

Zu meiner Linken befindet sich die „Weihnachtszene“: Ein Schlitten aus Pappe, der in einem weiten Meer aus Kunstschnewatte steht. Er ist ein wenig krumm und teilweise schon ziemlich weich geworden, da ständig Kinder mit ihren vollgesabberten Fingern an ihm herumzuppeln und schlimmstenfalls auch daran herumlutschen, weil sie irgendeine komische Brücke zu Lebkuchenhäu-

sern im Kopf haben.

Ich selbst sitze in der Mitte auf meinem *Weihnachtsmannthron* – ein knallroter Sessel aus Kunstleder, der sich bei jeder Bewegung leise beschwert, weil der Schaumstoff im Inneren schon seit 2017 plattgegessen ist. Nicht plattgegessener als mein verschwitzter Arsch, aber nah dran!

Ich verlagere unmerklich mein Gewicht, versuche dabei mein steifes Lächeln zu behalten und mir nicht anmerken zu lassen, dass alles ab unterhalb meines Bauchnabels wehtut. Nach geschlagenen fünf Minuten hat sich Susan endlich einen Lolly herausgenommen und behält ihn diesmal. Zwangsweise, weil ich sie ihre Wahl nicht erneut zurückschmeißen lasse, als sie diese kritisch beäugt. Während ich meine Standardphrase: »Na dann: Frohe Weihnachten«, herunterleiere, den ausgeleierten Sack neben meinem Sessel werfe und einmal mit der Glocke bimme, damit Frederics weiß, dass ich arbeite, geht sie endlich und macht den Weg für die anderen frei.

Ich zähle drei letzte Kinder und atme auf.

›Okay ... nur noch die drei, dann ist Schluss!‹

Das erste, ein ungefähr sechsjähriger, pummeliger Junge mit den Überresten einer Zuckerstange in den klebrigen Fingern, trägt ein Weihnachtsmannkostüm, als wolle er mich parodieren. Dabei schaut er mich jedoch mit einer Mischung aus Triumph und Skepsis an, während ihn seine Mutter mit der Autorität eines genervten Policeofficers näher

schiebt.

»Wir stehen hier schon seit einer halben Stunde«, zischt sie mir zu und ich ignoriere sie feierlich. Stattdessen nicke ich ihrer kleinen glasierten Kackbratze zu und bemühe mich um einen Tonfall, der nicht nach Burnout klingt. »Na Kollege, du bist ja bereits bestens ausgerüstet!«, spreche ich ihn an und lehne mich subtil mit den Ellenbogen auf die Knie, damit er mir mit seinen kleisterigen Fingern fernbleibt. Noch eine chemische Express-Reinigung des Kostüms zahle ich garantiert nicht!

Er bleibt gut fünfzig Zentimeter vor mir stehen, sagt nichts und starrt nur. Dann kneift er die Augen zusammen, als hätte er gerade eine existenzielle Erkenntnis ... oder Durchfall. Ich bete für Ersteres.

»Du bist gar nicht echt«, platzt es plötzlich aus ihm heraus.

Ich atme durch die Nase aus. Tief. Sehr tief.

»Lass dich nicht auf eine Diskussion ein, Stan ... Kinder wollen provozieren ... aber irgendwann schreiten die Eltern ein ... Zumindest manchmal.«

»Wie kommst du denn darauf?«, erkundige ich mich möglichst neutral und spüre, wie meine Gesichtsmuskeln langsam in den Streik treten.

»Der echte Weihnachtsmann hat ein dickes Gesicht.«

»Der echte Weihnachtsmann hat im Gegensatz zu mir auch immer was zu fressen auf dem Tisch, du Rotzlöffel!«

»Ho, ho, ho«, presse ich mein eintrainiertes Lachen hervor, halte mir bühnenreif den wackelnden, ver-

schwitzten Schwangerschaftssilikonbauch und werfe den Kopf in den Nacken, ehe ich ihn zurückschnalzen lasse. Vermutlich wirkt mein Lächeln inzwischen ein wenig psychopathisch, aber egal. »Du bist ja ein ganz aufmerksamer kleiner Detektiv!« Er grinst stolz, als hätte er gerade einen internationalen Kunstraub vereitelt. Ich winke ihn zu mir und raune ihm verschwörerisch zu: »Komm mal her, Spürnase, ich muss dich was Wichtiges fragen!«

»Ja? Was denn?« Er reißt die Augenbrauen hoch und neigt sich zögerlich schmatzend nach vorn, während ich die warnenden Blicke seiner Veteranen-Mutti erneut ignoriere.

»Überleg mal: Wenn ich nicht *echt* wäre«, flüstere ich, »hieße das ja, ich existiere nur in deiner Fantasie!? Und das, kleiner Mann, würde bedeuten, du hast sie nicht mehr alle. Also ... bist du ein Verrückter?«

Er blinzelt. Sein Mund bleibt geöffnet und die Zunge an der Zuckerstange kleben, als wäre sie ein gefrorener Laternenmast.

»Nein«, platzt es schließlich fast schon panisch aus ihm heraus. »Aber -«

»Gut«, komme ich weiteren Diskussionen zuvor und setze noch leise einen drauf: »Wenn du nämlich nicht glauben würdest, dass ich echt bin, müsstest du dringend in ein Irrenhaus und da ist es gar nicht schön ...«

Seine Augen weiten sich, ehe er wimmert: »*Nein*,

nein, ich bin mir jetzt ganz doll sicher, dass du echt bist! ... *Wirklich!*«

»Na also«, murmele ich zufrieden und lehne mich zurück. »Dann haben wir das ja geklärt. Hier, such dir noch was Süßes aus und danach husch nach Hause.« Ich schwinde ihm meinen Sack vor die Füße, ehe er zu flennen anfängt, wie die anderen illusionszerstörenden Weicheier vor ihm, und zwickere seiner Mutter zu, ehe ich verkünde: »Glaube wieder hergestellt!«

Ihre Dankbarkeit hält sich in Grenzen. Sie lächelt nicht mal. Natürlich nicht. Niemand lächelt hier. Nur während sie ein Selfie mit mir und ihrer Brut schießen, zwingen sich die Leute ein Grinsen ins Gesicht, weil man das auf Bildern eben so macht. Dann verschwindet die Fröhlichkeit wieder und sie schleifen ihre Nachkommen in ihre schicken Benzinschleudern, fahren nach Hause und posten das Foto auf Instagram, während sie daneben schreiben, dass Weihnachten die schönste Zeit des Jahres ist und sich daraufhin eine halbe Pulle Wein hinterkippen, um die Scheiße zu überstehen.

Die Mutter des kleinen Kritikers grient nun ebenso schwerfällig, nicht wissend, ob sie mich verfluchen oder erleichtert sein soll, zuppelt ihrem Sohn am Ärmel und murmelt dabei so etwas wie: »Jetzt nimm endlich was und sag danke«.

Ein Danke kommt ihm zwar nicht über die Lippen, dafür stopft er sich die restliche Zuckerstange in den Mund und heimlich eine ganze Handvoll Süßigkeiten in die Tasche, ehe er sich schleunigst davon-

macht. Seine Mutter folgt ihm, nachdem sie auf mein standardmäßiges »Na dann: Frohe Weihnachten« mit einem mauligen »Gleichfalls« geantwortet hat.

Ich kann mir schon vorstellen, wie sich ihr Sohn zu Halloween verhält, wenn er eine volle Schüssel vor der Haustür seiner Nachbarn findet. Und trotzdem wird er ganz sicher reichlich mit Geschenken überschüttet ... Eigentlich doch kein Wunder, dass genau solche Kinder die Echtheit des Weihnachtsmannes in Frage stellen.

›Egal. Eins weniger in der Reihe und kein Drama – nur darauf kommts an!‹

Bimmel bimmeln. Fertig.

Die Lautsprecher knirschen bereits verheißungsvoll. Ein weiterer Blick auf die Wanduhr erleuchtet mich – 19:45 Uhr! Fünf Minuten vor Schluss läuft eine Durchsage, dass bald geschlossen wird und sich die Leute zu den Kassen begeben sollen. Dann hab ich den Tag überstanden und die letzten zwei schaff ich bis dahin auch noch!

Das zweite Kind ist ein Mädchen mit riesigen blauen Augen und einem buschigen weißen Tüllkleid, das aussieht wie ein ausgefranstes Taschentuch. Sie hüpfte direkt auf meinen Schoß, riecht nach Zuckerwatte und Vanillehandcreme, und beginnt sofort zu reden. Ohne Punkt, ohne Komma, ohne erkennbare Atmung. Dass sie Stacey heißt und von einer Freundin namens Chloe, die ihr immer die Haarspangen klaut und ihrem Onkel, der sich komisch verhält, seit er im Fitnessstudio eine „Tina

mit Y“ kennengelernt hat. Ich schaffe es gerade so, zwischendurch mal »Was wünschst du dir denn zu Weihnachten?« zu fragen, was ich in den letzten drei Wochen mindestens siebenhundertmal gefragt habe, und jedes Mal stirbt ein kleiner Teil meiner Seele. Ihre Wünsche sprudeln mir auch direkt entgegen, wie der Inhalt einer geschüttelten Coladose.

Während ihre grinsenden Eltern unzählige Fotos mit Blitzlicht machen, höre ich mir eine Betteltirade über einen weißen Hundewelpen an, über Monster-High-Puppen mit ganz speziellen lilaglitzernden High Heels und einen Besuch in Disneyworld. Ich nicke im Takt, werfe nur noch ab und zu ein bestätigendes »Na, das kriegen wir doch sicher irgendwie hin« dazwischen und zucke zusammen, als ich plötzlich aus dem Augenwinkel bemerke, wie sich Frederics semi-unauffällig hinter einer der Säulen heranschleicht wie ein sauschlechter Kaufhausdetektiv.

Sobald er auftaucht, verwandle ich mich reflexartig in den Inbegriff der kindlichen Weihnachtsfreude: Strahlendes Lächeln, alle zehn Sekunden ein beherztes »Ho, ho, ho«, das klingt, als wäre ich innerlich längst tot, und gelegentlich ein gehirn-amputiertes Winken in Richtung vorbeihastender Eltern, die ihre Kinder möglichst schnell an mir vorbeiziehen wollen, damit sie endlich nach Hause können. Ich kann's ihnen nicht mal verübeln, denn ich würde mich ebenfalls meiden, wenn ich an ihrer Stelle wäre.

Apropos meiden – Frederics tut dies leider nicht. Im Gegenteil. Er trägt sein Clipboard in der Hand,

hat den Kontrollblick aktiviert, linst immer wieder um die Säule und tut so, als hätte ich ihn nicht gesehen. Oder er glaubt es wirklich.

Ungefähr zweieinhalb Stunden später - oder fünf Minuten, wer weiß das schon - lenken Staceys Eltern endlich ein, greifen einfach, ohne zu fragen, nach meinem Sack und nehmen etwas für ihre Tochter heraus, ehe sie die kleine Quasselstrippe bitten, von meinem Knie herunterzukommen. Sie tut es, springt runter, ich lächle mechanisch und spüre, wie mein Arsch um Gnade bettelt. »Na dann: Frohe Weihnachten!«

›Gott, wann ist dieser Tag endlich vorbei?!‹

Ich wedle mit der Glocke, winke den letzten Besucher heran und bemerke gleichzeitig, wie der Lautsprecher über mir knarzt, aber er sagt nichts und macht mir damit schon wieder falsche Hoffnungen. Stattdessen spuckt er zum vierunddreißigsten Mal an diesem Tag »*Let it snow*« aus, was stimmungsmäßig irgendwo zwischen Nostalgie und Nervenzusammenbruch liegt.

Ein Junge kommt nun auf mich zu, den ich auf Anhieb als zu alt für meinen Schoß empfinde, und meine gebeutelten Knie erst recht, denn wenn ich mich neben ihn stellen würde, ginge er mir sicher schon bis zu den Nippeln. Trotzdem wirkt er eher kindlich, trägt einen Pullover, auf dem ein tanzender Pinguin abgebildet ist, und zieht seine Mutter hinter sich her, während er jöhlt: »Jetzt bin ich dran! Jetzt bin ich dran!«

»Ja, ja, geh, ich warte hier«, sagt sie, kneift die auf-

gespritzten Lippen zusammen, die sich daraufhin wölben wie alter Hüttenkäse, und bleibt am Anfang meines kleinen elfenflankierten Abstandshaltepades stehen, während sie ihre gold-glänzende Daunenjacke schießt, die aussieht, als würde sie mehr kosten als meine gesamte Gage.

Der Teenager stürmt auf mich zu und stiert mich dabei an, als wolle er überprüfen, ob ich Schmerzen empfinde.

›Tu's nicht‹, bete ich stumm, ›geh einfach zu deiner Mutti zurück, friss 'ne Brezel und hol dir zu Hause einen runter ... hast du mehr von, glaub mir!‹

»Hi Santa«, ruft er mir bereits auf halbem Wege zu und wirkt selbst dabei schon unerfreulich frech.

»N`Abend, mein Junge«, krächze ich trotzdem halbwegs höflich, da mein Chef ja immer noch hinter der Säule hockt wie ein kackendes Karnickel. »Na, wie kann ich dir helfen?«

»Ach, ich wollte dich eigentlich nur was fragen.« Der Teenager lässt die Augenbrauen hüpfen.

›Wenn es um deine ersten Sackhaare geht, bin ich raus.‹

»Na klar doch. Du kannst mich alles fragen, was dir auf dem Herzen liegt«, entgegne ich angespannt, wissend, dass da nur etwas Ätzendes kommen kann, vor allem, weil er schon so dümmlich lacht.

»Ja also ... hrhrhrh ... warum ... hähä ... warum riechst du so streng nach Schweiß und Kaugummi?«

›Weil Weihnachten stinkt, Junge! Und weil mein Kostüm ein unatmungsaktives Verbrechen ist!‹

»Das ... ist ein Zauberduft«, erkläre ich mit der Überzeugung eines Gebrauchtwagenhändlers und meines ganzen Schauspieltalents. »Ein Besonderer, den nur der Weihnachtsmann tragen darf. Der ... macht die Rentiere zahm.«

Er nickt langsam, mit dieser kindlichen Skepsis, die mich noch mehr schwitzen lässt als das Höllenkostüm. »Und warum hast du einen so komischen, unechten Bart?«

Ich hebe die Hand, streiche demonstrativ über die kratzende Wolle und murmle: »Weil am Nordpol aktuell Sommer ist und ich mir den Bart nur im Winter stehen lasse. Trotzdem will ich mir keinen Sonnenbrand am Kinn holen, deshalb der Unechte.«
Ja, das nennt man lückenlos logischen Schwachsinn! In der Kategorie toppt mich niemand! Um noch mehr solchen dämlichen Fragen seinerseits zuvorzukommen, rede ich einfach weiter: »Aber erzähl mir doch lieber mal, ob du dir zu Weihnachten dieses Jahr etwas gewünscht hast, das du laut deinen Eltern nicht haben darfst?! ... Vielleicht kann ich diesbezüglich ja ein bisschen Überzeugungsarbeit leisten ...«

Dabei deute ich subtil auf seine Mutter, die noch immer gedankenversunken auf ihr Smartphone glotzt.

Wie so viele vorlaute Knilche vor ihm, stoppt er und überlegt, ob es wirklich ratsam ist, mich zum Feind zu haben oder ob ich ihm nicht eher nützlich sein könnte.

›Ja. Schlauer Zug, ne? Ich weiß. Ich bin halt auch nicht

von gestern!

Plötzlich lächelt er breit und plappert drauflos, als hätte er nie etwas anderes vorgehabt: »Oooh, ich will unbedingt das neue *Resident Evil Game* für die X-Box und außerdem einen *E-Scooter*, damit ich alleine zu meinen Kumpels fahren kann ... und *Sportify Premium* wär auch noch nice!«

Ich schürze die befussten Lippen, während ich verständnisvoll »Hm, hm« murmele und bedächtig nicke. »Klingt bodenständig. Der Weihnachtsmann mag Kinder mit klaren Prioritäten.«

»Meine Mom sieht das aber anders«, grummelt er. »Sie meint, mit zwölf ist man für sowas noch zu jung.«

›Zwölf? ... In deinem Alter hab ich schon Kaugummizigaretten gepafft und auf dem Pausenhof mit Pokémonkarten gedealt! Werd erwachsen!«

»Stuaaaart ... komm jetzt!« Als hätte sie gehört, dass wir über sie reden, ruft sie ihn bereits. So leicht genervt, ohne aufzuschauen, mit diesem säuerlichen Unterton, den man entwickelt, wenn man im Dezember zu viel Glühwein mit zu wenig Hoffnung trinkt.

Ich nutze die Chance und deute verheißungsvoll auf seine Schöpferin. »Ich klär das für dich, Champ. Hol sie mal her.«

Seine Augen weiten sich – die meines Chefs ebenfalls, das sehe ich in seinem schwulen Handspiegel, den er benutzt, damit er um die Ecke geiern kann. Und dabei fischt er überhaupt nicht an meinem

Ufer.

Ich richte mich auf, straffe die Schultern, setze mein bestes „Ich-liebe-Kinder-und-mein-Leben-noch-viel-mehr“-Lächeln auf und hoffe, dass die kleine Ballerbirne mitspielt, um meine Tagesbilanz abzurunden.

»Mom«, bellt der Junge nach seiner Mutter, woraufhin sie zusammenzuckt, aufschaut, sieht, dass er sie holen kommt und sich sofort dieses klassische Minnesota-Lächeln ins Gesicht zwingt. Breit, weiß, künstlich. »Der Weihnachtsmann muss dir was Wichtiges sagen!«

Er schiebt sie vor, ich winke sie heran, lasse den Bengel jedoch mit einer gönnerhaften Geste auf Abstand stehen, als würde ich gleich einen geheimen Handel abschließen.

»Ja bitte?«, presst sie leicht irritiert, aber bemüht, freundlich zu wirken, zwischen den Zähnen hervor, sobald sie vor mir steht.

»Keine Angst. Ihr Sohn möchte nur, dass ich mit Ihnen über seine Wünsche spreche«, entgegne ich gerade noch so laut, dass er es hört, doch während sie bereits genervt die Augen verdreht, beuge ich mich vor und lasse meine Stimme in den tieferen Bereich sinken. »Kommen Sie mal näher.« Ich warte, bis sie sich vorbeugt, und flüstere dann: »Es ist ihm peinlich, es Ihnen direkt zu sagen, deshalb hat er mich darum gebeten. Er wünscht sich von Herzen ... einen lebensgroßen Teddybär!«

»Was?« Ungläubig starrt sie mich an und ich sehe, wie ihre Mundwinkel zucken, als müsse sie jeden

Moment loslachen. »Dafür ist er doch viel zu -«

Ich hebe den Finger. »Pssst!«, mahne ich sie, ihre Stimme zu senken, und ziehe sie noch etwas näher zu mir. »Ja, ich weiß, aber es ist nicht ganz so, wie Sie im ersten Moment denken. Er kommt jetzt in dieses gewisse Alter ... Sie wissen schon. Neugier, Erkundung, Körperbewusstsein ... wo er sich auch mal an was rubbeln und ausprobieren möchte ... da kann so ein Plüschtier helfen, Dampf abzulassen.«

»Ach so?«, entgegnet sie leicht verschämt. »Ich wusste gar nicht, dass er an so etwas schon Interesse hat ...« Dabei schaut sie kurz über ihre Schulter zu ihrem Sohn, der angestrengt zu lauschen versucht, aber er hört nur das, was er hören soll. »Na gut, ähm ... ja, ich denke, das lässt sich noch einrichten. Wenn's ihm hilft ...«

»Natürlich hilft es ihm«, bestätige ich mit ernstem Nicken. »Und bitte: Erst am Weihnachtsmorgen überreichen, sonst ist er bereits die ganze Nacht damit beschäftigt. Außerdem verderben zu frühe Geschenke die Magie!«

›Und mir meinen letzten Arbeitstag in Frieden, wenn der Bengel herausfindet, was er kriegt!‹

»Freut mich, wenn ich helfen konnte!« Ich zwinkere erst ihr, dann ihrem Sohn verschwörerisch zu. Der steht da mit offenem Mund, als hätte ich ihm gerade den Eintritt in die Hölle organisiert.

»Danke ... na dann, einen schönen Fei- äh ... einen schönen Abend!«

»Ebenfalls! Und frohe Weihnachten!«, rufe ich ihnen

hinterher und bimmle sie hinfort, als sie in Richtung der Douglas-Deko verschwinden.

Kaum sind sie außer Sicht, wische ich mir den Schweiß von der Stirn und mein Blick fliegt abermals zur Wanduhr.

›Hah! Gott sei Dank! Nur noch acht Minuten!‹

Ich stehe auf, dehne mich, meine Gelenke knacken wie altes Parkett und mein eingeschlafener Hintern kribbelt, als hätte ich in einem Ameisenhaufen gegessen. Da kein Kind mehr zu sehen ist und sich die Gänge leeren, will ich schon so langsam in Richtung Garderobe schlendern, doch da schlüpft Frederics plötzlich aus seinem Versteck, als hätte er sich direkt aus der Säule gepellt. Ich zucke zusammen, denn den hatte ich völlig vergessen, aber war ja klar, dass er genau in dem Moment herauskommt, in dem ich verschwinden will.

Mit diesem typischen Chef-Grinsen, halb Freund, halb Kontrollfreak, schneidet er mir den Weg ab und hebt sein Clipboard wie ein Schild.

»Nicht schlecht!«, ruft er und notiert irgendwas darauf. Vermutlich: *Nicht schlecht*.

»Danke«, murmele ich und schaue mich unauffällig nach weiteren Fluchtwegen um, aber Baum und Schlitten kesseln mich ein, sodass ich mich nur durch den Elfenpfad berserkern könnte – und auf dem steht Frederics: der Obervollelf!

»Was haben Sie der Mutter denn zugeflüstert?«, fragt er mit diesem misstrauischen Blinzeln, das aussieht, als befürchte er, jemand habe ihm in den

Kaffee gepuht.

Ich mustere ihn und überlege, was er wohl hören will, aber dann bleibe ich an seinem Outfit hängen. Er trägt einen dunkelgrünen Strickpulli, mit einem rotnasigen Comic-Rentier und der Aufschrift: „Let’s get the Party started!“ Nur dass seine Vorstellung von Party wahrscheinlich irgendwo zwischen Steuerprüfung und Reizdarm liegt.

»Ach, ich habe ihr nur von unserem tollen Ratenkaufsystem erzählt«, erwidere ich unschuldig. »Und ihr geraten, bezüglich der Wünsche ihres Sohnes ein Auge zuzudrücken. Außerdem hab ich ihr gesagt, dass es von *Resident Evil* auch eine zensierte Version gibt, die für Jungs seines Alters durchaus geeignet ist.«

Ja, ich weiß, Scheiße mit Reis. Aber er ist kein Gamer, von daher könnte ich ihm auch erzählen, *Fortnite* wäre eine neue Müslisorte.

»Aha«, sagt er tonlos, dann hebt er eine Augenbraue. »Ich hoffe, Sie bringen morgen dieselbe äh ... *Leidenschaft* mit. Der Vierundzwanzigste ist der wichtigste Tag von allen, da brauchen wir Ihren vollen Einsatz! Einhundert Prozent Lächeln, *Ho-ho-ho*’s im Dauerfeuer und den magischsten Weihnachtszauber, den Sie sich aus den Rippen leiern können - das komplette Programm!«

»Wie wärs denn mit einem höheren Stundenlohn als Anreiz? Ach nein, stimmt ja. Mindestlohn ist ja Ihr zweiter Vorname!«

»Na klar«, antworte ich gequält, »am Heiligabend

bin ich quasi der Weihnachtsgeist in Person.«

»Den kann man nämlich auch nicht sehen und ich gedenke morgen recht oft auf dem Klo zu hocken!«

»Das will ich hoffen«, nickt er streng und kritzelt noch etwas auf seine Liste. »Das ist der umsatzstärkste Tag des Jahres, da kommen die ganzen panischen Last-Minute-Leute! Die kaufen alles, ohne nachzudenken, und schleppen nicht selten ihre Kinder mit! Da müssen Sie glänzen. Im wahren Sinne. Ich hab Ihnen sogar eine Dose Glitzerspray organisiert ... für die *Special Effects* sozusagen.«

»Super Idee!« Ich zeige mit beiden Zeigefingern auf ihn. »Dann sprüh ich mir das direkt ins Gesicht und meine Augen leuchten wie blutende Sterne!«

Er kneift die Lippen zusammen – seine Version von Lachen, dann notiert er sich schon wieder was, während er redet. »Sie haben Humor, Stanley. Ich mag das. Sie erinnern mich ein bisschen an mich selbst. Früher war ich auch mal so sarkastisch.«

»Dafür spielen Sie jetzt die traurige Ego-Geige in fünf Akkorden.«

Er schaut irritiert von seinem Brett auf. »Wie bitte?«

»Ich sagte, ich freue mich schon *wahnsinnig* auf morgen.«

»Oh ... ja, äh ... sehr gut!« Er schnauft bekräftigend, greift mir an die Schulter und drückt zu, als wollte er prüfen, ob da drunter ein satter Muskelkater sitzt, der von Arbeit zeugt. Ich schwöre, ich höre kurz seine Handknochen knirschen, ehe er zufried-

den nickt, denn meine Muskeln sind härter als die Schwänze im Darkroom. »Das nenne ich Einsatz!«

›Und ich nenne das Körperverletzung mit Vertrag.«

Bevor ich mir eine weitere Enthusiasmus-Attacke von ihm anhören muss, knackt es über uns in den Lautsprechern. Endlich erklingt die erlösende, blecherne Frauenstimme vom Band, begleitet von einem dumpfen Brummen, das verdächtig nach drohendem Stromausfall klingt.

»Liebe Kundinnen und Kunden, das Center schließt in fünf Minuten. Bitte begeben Sie sich zu den Kassen. Wir wünschen Ihnen einen wundervollen Abend und hoffen, Sie bald wieder bei uns begrüßen zu dürfen ...«

›Na endlich!«

Frederics starrt angepisst zur Uhr, als hätte sie ihm gerade höchstpersönlich den gesamten Tagesumsatz geklaut.

»Na dann«, murmle ich halbherzig. »Bis morgen.«

»Sie warten, bis die Türen zu sind«, korrigiert er trocken, während er sich sein Klemmbrett an die Hühnerbrust drückt. »Könnte ja sein, irgendeines der letzten Kinder will schnell noch einen Wunsch loswerden! *Danach* können Sie gehen!« Damit dreht er sich um und läuft los, was ihn nicht daran hindert, weiterzusprechen: »Und denken Sie dran: Morgen ist Heiligabend, das heißt, es kommen besonders viele Kinder! Wir müssen die Magie *spürbar* machen!«

»Ja«, knirsche ich. »Ich fühle schon, wie sie mir in

der Kimme brennt!«

»Das ist ganz sicher keine Magie!«, prustet er, schaut nochmal über seine Schulter und fügt mit seinem typischen Toastbrot-Lächeln hinzu: »Morgen zeigen wir den Leuten, was Grand Rapids kann – und Sie stehen im Zentrum!«

›Klasse. Dann kriegen sie einen plüschig-roten Nervenzusammenbruch auf zwei Beinen mit Kunststoff-Rauschebart!‹

»Ich zähl auf Sie!«, ruft er noch, während er läuft, aber die Lautsprecher übertönen ihn diesmal gnädig mit einem letzten, sterbenden „*God Rest You Merry Gentlemen*“.

Ich wedle zum Abschied mit dem Mittelfinger.

›In ein paar Sekunden bin ich frei. Kein Gebimmel mehr, kein Gequietsche und kein Kind, das mich drückt, als wäre ich ein sprechender Teddy.‹

Gerade will ich schon meinen Bart abnehmen, als just in dieser Sekunde ein mopsiger Junge mit dicker Wollmütze aus dem Walmart gelaufen kommt. Ein junger Mann mit mittelmäßig befüllten Einkaufstüten läuft ihm nach und nimmt die Hand des kleinen Rackers, als dieser abrupt stehenbleibt und in meine Richtung starrt.

›Oh nein, bitte nicht noch einer.‹

Ich schaue hastig weg, versuche, mich unsichtbar zu machen, und schnappe mir eine große, leere Geschenkbox, um mein Gesicht dahinter zu verstecken. Zwecklos. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass der Bengel so hibbelig wedelnd auf mich zeigt,

als hätte er Bigfoot entdeckt.

»Da ist Santa Claus, da ist Santa Claus«, höre ich ihn auch noch hysterisch rufen und meine Hoffnung auf einen pünktlichen Feierabend schwindet.

»Nein, nein ... ihr müsst jetzt ganz schnell gehen, ehe das Center dicht macht. Los. Husch, husch!«

»Dafür ist jetzt leider keine Zeit mehr, Justin«, stimmt mir sein Papa sogar unwissentlich zu und versucht, ihn zum Ausgang weiterzuziehen, aber der Kleine reißt sich los, während er ruft: »Dauert nur eine Minute!«

Ehe sein Paps reagieren kann, rennt das runde Früchtchen auch schon los – direkt auf mich zu, quer über den künstlichen Schnee, vorbei an den Plastikelfen, deren Gesichter in den grellen Deckenlichtflutern langsam zu sterben scheinen.

Justin bremst knappe dreißig Zentimeter vor meinem Hintern und schaut mit glänzenden Augen zu mir auf, während ich höre, wie sein Dad mit all den raschelnden Taschen hinterhergeschlurft kommt und resigniert aufkeucht.

»Hallo Santa Claus«, ruft sein Sohn begeistert, nachdem er es endlich auf mein Podest geschafft hat. »Was machst du denn hier? Musst du nicht am Nordpol sein?«

Ich seufze – innerlich, versteht sich – stelle das Geschenk ab und drehe mich langsam um, während ich mir ein letztes Lächeln ins Gesicht zwingen. »Na, mein kleiner Freund, ich muss doch auch noch ein paar Sachen besorgen, und dafür ist dieses

Center der beste Ort ...«

Schleichwerbung aus.

»Aber die Shopping-Malls in Minneapolis sind doch viel größer und die haben auch viel mehr Läden?«

»Stimmt.« Während ich mir größte Mühe gebe, mein Lächeln so realitätsnah wie möglich zu halten und so zu tun, als hätte ich selbst nach dreiundzwanzig Tagen dieser Folter noch voll Bock auf soziale Interaktion, überlege ich mir die nächste Ausrede. »Aber hier sind die Menschen viel netter!«

Schleimiges Totschlagargument. Zieht immer.

Leider besagt mein Arbeitsvertrag, dass ich nicht Punkt acht alles von meinem Schoß schubsen darf, was drauf sitzt, und gehen kann. Wenn ich also Pech habe und der Knirps einen drei Meter langen Wunschzettel hat, oder einfach nur Redebedarf, weil ihm sonst keiner mehr zuhört, sitz ich hier noch bis Mitternacht fest!

›Nein, alles gut. Der Papi wirkt schon so gestresst, der wird ihn sicher nicht lange mit mir quatschen lassen!«

Ich sehe ihn nur aus dem Augenwinkel, aber ihm rutschen gerade die Tüten von den Armen, weshalb er sich zu Boden beugt und alles halbwegs sicher abzustellen versucht. Im Gegensatz zu seinem Sprössling ist er ziemlich schwächling, trägt noch dazu eine dicke Brille und hat diesen typischen nackenlangen Bro-Flow-Haarschnitt, der ihm ins Gesicht hängt.

»Also Kleiner, was hast du auf dem Herzen?«, seufze ich geschlagen, setze mich und klopfe auf

meine Schenkel.

»Oh, darf ich?«, quietscht er mir entgegen, springt förmlich auf mein Knie, das unter seinem Gewicht leise knackst, und zieht dabei geräuschvoll die Rotznase hoch, die glänzt wie ein frisch glasierter roter Donut. »Ich wollte dir sagen, was ich mir mehr als alles andere zu Weihnachten wünsche!«

›Klar. Was auch sonst?‹

Ich lächle weiter. Professionell. Innerlich weine ich. »Gerne doch! Immer raus damit!« Meine Enthusiasmusstufe ist die eines sterbenden Wombats, aber zum Glück lässt er sich davon nicht beirren. Stattdessen hebt er den Zeigefinger, als wolle er mir gleich einen wissenschaftlichen Vortrag halten, doch dann hält er inne und scheint erst mal eine Weile nachdenken zu müssen.

Er denkt und denkt ... ich schaue erneut auf die Uhr.

›Komm schon, Kleiner. Sag »Lego« oder »Smartphone« oder irgendwas anderes mit Batterien, so wie alle Kinder! Ich will endlich nach Hause!‹

»Na?«, hake ich nach, als die Stille langsam unangenehm wird und ich befürchte, dass er eingepuscht hat.

›Ich ... also ...‹ Seine Unterlippe beginnt zu zittern.

›Oh nein. Kein Drama. Bitte. Nur ein schneller Wunsch oder von mir aus auch ein dummer Spruch, aber kein emotionaler Aus-‹

›Ich wünsche mir, dass ... meine Mama wiederkommt«, blubbert er plötzlich hervor und schaut mit

wässrig großen Augen zu mir auf.

›Ich hasse diesen Job ...‹

»Oh.« Pause.

Ich vermeide es jetzt, seinen Dad anzusehen, der sie vermutlich für eine andere vor die Tür gesetzt hat, horche nur, doch von ihm kommt nichts. Kein gezischtes »Justin, über sowas redet man nicht« oder gar eine Entschuldigung. Nur ein leises, verschämtes Schniefen. Keine große Hilfe also.

Ich räuspere mich und entscheide mich dazu, die Verantwortung abzuwälzen. »Tja«, setze ich an und beklopfe ihn dabei, »das liegt leider nicht in meiner Macht. Meine Elfen und ich stellen nur Spielzeug her, aber wir können keine Menschen zusammenkleben. Das müssen Mama und Papa schon selber schaffen.«

Der Pimpf schnieft, dann nimmt er meine Hand und sagt: »Aber du machst doch Menschen glücklich?! Kannst du nicht zaubern, dass meine Mama wieder glücklich ist? Sie weint immer so viel ...«

Ich muss gestehen, dass mich das völlig unerwartet trifft. Und es geht direkt in mein weiches Herz. Ich schlucke und vermeide es nach wie vor, seinen Dad anzuschauen, aber ich kann nicht anders, als leise nachzuhaken, denn immerhin könnte es hier ja auch um häusliche Gewalt gehen. »Und warum weint sie so viel? Weißt du das?«

»Nicht wirklich ...«, seufzt der kleine Scheißer jedoch und nickt betrübt. »Ich weiß nur, dass sie immerzu traurig ist, obwohl sie eigentlich gerne

glücklich wäre. Und dass sie sich nicht mehr so richtig freuen kann ... Aber deshalb ist sie jetzt auch in einem Krankenhaus und ich muss drüben bei Sully wohnen.« Plötzlich reißt er den Kopf hoch. »A-Also, versteh mich nicht falsch! Onkel Sullivan ist toll und auch superlustig, aber ... er ist auch ganz allein und muss viel arbeiten und ... ich wünschte mir halt so sehr, dass Mama wieder bei uns wäre.«

Kurz wird's still zwischen uns. Kein Geplapper, kein Glöckchenklingeln. Nur dieser ehrlich besorgte Blick eines Kindes, der mir für einen winzigen Moment das ganze Plastik um mich herum noch falscher erscheinen lässt, als es ohnehin schon ist.

Diesmal traue ich mich, zu seinem Verwandten aufzusehen, der sich vermutlich gerade in Grund und Boden schämt. Doch als sich unsere Blicke zum ersten Mal treffen, erscheint mir alles, was ich sehe, mit einem Schlag ein kleines bisschen langsamer und wattiger.

›*Fuck ...*‹

Der Kerl ist voll mein Typ.

Obwohl ihm die Tränen in den Augen stehen und er sichtlich gerötete Wangen hat, ist er echt hübsch. Aber nicht künstlich aufgehübscht, sondern einfach natürlich attraktiv, auch wenn er eher schüchtern wirkt ... oder vielleicht sogar genau deswegen. Seine vollen Lippen zittern leicht und er hat unfassbar schöne, stahlgraue Augen.

›Ich ... ähm ...‹ Es dauert einige Sekunden, bis ich mich von dem Anblick losreißen und wieder auf

Justin konzentrieren kann. »Ich ... ich weiß nicht, ob ich das kann, Kleiner. Das fällt eher in das Aufgabengebiet eines guten Psychologen ...«

Er seufzt, nickt und rutscht von meinem Schoß, doch dann bleibt er noch einen Moment stehen und schaut mich mit diesem hoffnungsvollen Blick an, voller Vertrauen und Kakaokrümel in den Mundwinkeln.

»Ich glaub, du schaffst das, Santa. Wenn irgendjemand die Menschen verzaubern kann, dann du!«

Ich lächle, diesmal sogar, weil ich kann, nicht weil ich muss, ehe ich leicht betroffen murmle: »Ich geb mir Mühe.«

Er nickt ernst und läuft los, seinem Onkel hinterher, der leider schon peinlich berührt auf Abstand gegangen ist.

Ganz ehrlich ... anfangs dachte ich, die rund 2.500 Dollar wären eine halbwegs gute Gage für gerade mal 21 Tage Arbeit. Aber jetzt weiß ich – sie sind ein *Scheiß* für das, was ich hier leisten und mir an Schicksalsschlägen anhören muss!

Ich lehne mich zurück, spüre, wie sich der Schweiß zwischen Haut und Kostüm abkühlt, und versuche, nicht laut aufzustöhnen, während ich mich ärgere.

›Hätte dem süßen Onkel ja wenigstens meine Nummer geben können ...‹, grummle ich in mich hinein, denn für diesen Zweck habe ich immer kleine Visitenkarten in meiner Tasche. Schauspieler-Visitenkarten, versteht sich, mit richtig schickem Profifoto in schwarz-weiß, ganz professionell ... nur meine Web-

seite ist aktuell down, weil ich mir die Serverkosten nicht mehr leisten kann. Aber dazu hätte ich ja was völlig Unverfängliches sagen können wie: »Hey, wir kennen uns zwar nicht, aber hier ... die ist nicht mehr ganz aktuell, aber da ist noch meine private Nummer drauf. Meld dich einfach, falls du ein bisschen Unterstützung brauchst ... ich hab an den Feiertagen nichts zu tun ...« Ja, so leicht wäre es gewesen und dann hätte er auch gleich gesehen, wie ich normalerweise aussehe. Ganz neutral, ohne blöden Nachgeschmack.

›Tja, die Chance hab ich wohl verpasst.«

Ich reibe mir wütend über meine Stirn, doch dabei fällt mein Blick auf meinen Beutel und ich bemerke, dass ich den Zwerg gar nichts daraus habe aussuchen lassen!

›Ja! Das ist es!«

›Hey, Kleiner!«, rufe ich abrupt und reiße den ausgeschlachteten Sack hoch. »Willst du noch eine Süßigkeit für den Heimweg?«

Justin dreht sich um, lächelt kopfschüttelnd, klopft auf seinen Bauch und ruft: »Nein danke, ich bin gerade auf Diät!«, dabei läuft er jedoch rücklings weiter und dann passiert es. Er stolpert über das Kabel der Lichterkette, das eigentlich mit Panzertape am Boden kleben sollte. Nur hat einer dieser kleinen Lümmel, die vorhin ganz hinten in der Schlange standen, offenbar Langeweile gehabt und daran herumgepult.

Justin plumpst auf den Hintern. Ein leises ›Ritsch‹ ertönt, gefolgt vom Geräusch der restlichen Klebe-

bänder, die sich lösen. Erst, als ich das metallische Knirschen höre, welches mir durch Mark und Bein fährt, wird mir klar, was da passiert. Der Baum, diese monumentale, grüne Mogelpackung aus dem letzten Jahrzehnt, *kippt*. Zuerst langsam, fast majestätisch, dann immer schneller.

»Heilige Scheiße!«, entweicht es mir. »Nein, nein, nein ...!«

Justin wankt hoch, mitten in der Fallschneise, doch er erstarrt wie ein Reh im Scheinwerferlicht. Die Kugeln klimpern, die Zweige ächzen, der Stamm gibt nach. Im Bruchteil einer Sekunde springe ich auf, stoße mich ab und schaffe es gerade noch so, ihn wegzuschubsen, ehe das Plastikungetüm in einer glitzernden Explosion aus bunten Scherben über mir zusammenkracht.

Kunstschnee fliegt in die Luft, Lametta schlägt mir ins Gesicht, Kugeln zerspringen in tausend Splitter.

Dann wird es für einen Moment ganz still.

Ich spüre den Schmerz und das Gewicht des Baumes auf mir, der mich unter sich begraben hat ... doch ich lebe noch!

Nach einem Augenblick schaue ich mühsam auf und erkenne, wie Justin wenige Meter vor mir auf dem Boden liegt, das Gesicht blass, die Augen aufgerissen. Dann höre ich das Rascheln von Tüten, hastige Schritte und sehe seinen Onkel Sullivan herbeistürmen, der seine Schockstarre überwunden zu haben scheint. Er hat die Einkaufsstüben fallen lassen, Orangen kullern über den Kautschukbelag,

Bonbons und eine Packung Toast rutschen aus den Beuteln. Sein Gesicht ist kalkweiß, seine Hände zittern, als er seinen Neffen erreicht. Er fällt auf die Knie, zieht ihn fest an sich, schluchzt, küsst ihn und weint gleichzeitig.

»Oh mein Gott ... oh mein Gott ... ist alles okay?«

Justins Blick wandert von mir zu dem Trümmerhaufen, dann zurück. Ich sehe, wie er zittert und trotzdem grinst er plötzlich. Nur ein bisschen. Ein dankbares, verwirrtes, völlig überfordertes Grinsen, während er nickt. »Ja, i-ich glaub schon.« Daraufhin zeigt er auf mich. »Santa ... er ... er hat mich ... gerettet«, keucht er ganz leise hervor.

»J-Ja, das hab ich gesehen!« Sullivan schaut mich an und rückt sofort näher. »G-Geht ... geht es Ihnen gut? Haben Sie sich verletzt?«

»Nein, nein ...«, krächze ich, spucke Lametta und bemerke, dass meine Stimme wie Sandpapier auf Blech klingt. Der Bart hängt halb in meinem Mund, halb im Baum. Ein beschissener Elf ist unter mir zu Bruch gegangen und gräbt sich gerade fies in meine Eier. Angesichts dieser skurrilen Situation würde ich ja lachen, aber dafür fehlt mir die Luft.

So langsam kommt wieder etwas Bewegung in die Umgebung. Irgendwo kreischt jemand helltönig, vermutlich Frederics, dann ruft eine Frau nach Hilfe, einige weiter entfernte Stimmen brüllen durcheinander und es ertönt hektisches Getrampel. Ich will eigentlich nur zu dem süßen Typen vor mir aufschauen und irgendwas Cooles sagen, irgendwas Heldenhaft-Sarkastisches, aber der Kunstschnee ver-

bindet sich immer mehr mit meinem Speichel und klebt mir die Atemwege zu. Daher bin ich auch echt erleichtert, als Sullivan nicht länger wartet, aufspringt und versucht, den Baum von mir runterzuheben, wobei ihm noch zwei weitere Passanten helfen, die gleich angelaufen kamen.

»Keine Sorge, wir holen Sie da ganz schnell raus!«

Glücklicherweise ist nur der obere Part der Tanne auf mir gelandet und die Äste sind nicht aus Stahl, sondern ebenfalls aus Kunststoff. Sonst wär ich jetzt durchlöcherter als meine Jeans in den Neunzigern!

»Gehts?«, fragt Sullivan besorgt, als er und noch ein weiterer Kerl unter meine Arme greifen.

»Klar ... alles bestens«, keuche ich, als sie mich hochziehen. Mein Rücken knackt wie ein alter Türrahmen, aber kaum stehe ich, da schreit schon eine Stimme durch die Halle, die die ganze heroische Atmosphäre zerstört, welche ich just in dieser Sekunde nutzen wollte, um Sullivan doch noch meine Karte zu geben.

»NEIN!!!« Frederics. Natürlich.

Seine Silhouette zeichnet sich im niederrieselnden Kunstsnee ab. Er sprintet heran, reißt die Arme hoch, als würde er gerade den Untergang der westlichen Zivilisation bezeugen. »Der Baum! Was zum Teufel ... *was ist hier passiert?!*« Seine Stimme schneidet durch die Halle wie eine Kreissäge. Er greift sich theatralisch in die Haare, begutachtet das Schlachtfeld aus Scherben, Lametta und meiner zerbeulten Person und schnauzt mich an: »Was haben Sie

angerichtet?«

Ich blinzele ihn an. »*Ich?* Ich lag *drunter*, falls Sie's nicht gesehen haben.«

»Ja und? Ihnen gehts gut, also wie ist das passiert? Sind Sie dagegen gerempelt, oder was? Sie haben mindestens fünfzig Kugeln zerstört!« Frederics schnappt sich ein Ornament vom Boden, das aussieht wie ein halber Elchkopf. »Das sind Spezialanfertigungen! Importiert aus Taiwan! Wissen Sie, was die kosten?«

Bevor ich ihm antworten kann, ertönt eine dünne Stimme neben uns.

»Das ist nicht Santas Schul- äh ...« Erst jetzt scheint Justin zu bemerken, dass mein Bart noch im Geäst hängt und verzieht angesichts dieser Radikal-Rasur schmerzhaft das Gesicht. »Ähm ... das ist nicht Santas Schuld. Ich bin über das Kabel gestolpert und er hat mich gerettet!«

Sein Onkel nickt heftig, Tränen und Baumdreck verschmieren sein Gesicht und trotzdem ist er so süß, dass ich kaum wegschauen kann. »Er sagt die Wahrheit! Wäre dieser Mann nicht gewesen, hätte mein Neffe unter dem Baum gelegen und wäre jetzt sicher schwer verletzt!«

Frederics starrt Sullivan an, als hätte er ihn gerade auf Chinesisch beleidigt. Dann schnauzt er los: »Ja, wunderbar. Aber wenn Ihr Neffe den Schaden verursacht hat, werden *Sie*, als seine Aufsichtsperson, ihn bezahlen. Ich hoffe, Sie sind gut versichert!«

»Wie bitte?!« Sullivans Stimme überschlägt sich,

halb vor Empörung, halb vor Unglauben.

»Moment mal!«, tönt plötzlich jemand von der Seite und einer der Helfer, ein älterer Mann mit Strickjacke, tritt aus dem Hintergrund hervor. »Der Kleine ist über ein loses Kabel gestolpert, das hab ich genau gesehen! Sie können von Glück reden, dass niemand verletzt wurde!«

›*Bin ich niemand?*‹ Ich verkneife mir den Finger zu heben.

Frederics' Kopf fährt herum, als hätte er ihm einen alten Fisch in den Nacken geworfen. »Was unterstellen Sie mir da?! Das Kabel war nicht ohne Grund mit Panzertape am Boden fixiert!«

»Ich unterstelle gar nichts, aber da war nichts fixiert! Ich sage nur, Sie können froh sein, wenn Sie der junge Mann nicht verklagt. Sowas ist lebensgefährlich und hätte noch viel schlimmer ausgehen können!«

Sully nickt zaghaft, während sich Justin an ihm festklammert. Frederics wird knallrot im Gesicht, seine Hände zittern, und für einen Moment sieht er aus, als würde er gleich spontan verdampfen.

»Das ... das ist eine *Unverschämtheit!*«, keucht er und fuchtelt mit seinem Klemmbrett. »Ich ... das ist ... Sie haben ja gar keine Ahnung, was so ein Baum kostet«, brüllt er weiter herum, schreit was von Videobeweisen, von unverhältnismäßigem Aufwand, von Überstunden, von Reparaturfirmen und Expresskosten.

Ich seufze nur noch, schaue zu Sullivan rüber, der

hinter seinem Verteidiger steht, und realisiere, dass ich die Flirterei in diesem Setting vergessen kann. Stattdessen gebe ich auf, klopfe mir nur das Kostüm ab, reibe mir die puckernden Knie und spüre, wie die Schmerzen in meinem Rücken immer drückender werden, weshalb ich mich lieber zurückziehe.

»Wenn's recht ist, geh ich mich jetzt umziehen, bevor mich noch jemand für die neue Baumspitze hält.«

»Stanley«, kreischt Frederics hinter mir, doch ich hebe nur eine Hand, ohne mich umzudrehen.

»Nein! Echt jetzt: Reicht für heute!«

Noch eine Minute länger und ich laufe Amok ... notfalls mit einer Zuckerstange! Oder ich klappe ganz erbärmlich zusammen, was wohl wahrscheinlicher ist, und die Blöße will ich mir nicht geben!

Hinter mir geht das Gezeter weiter – Frederics schreit, der Passant kontert, Sullivan entschuldigt sich, obwohl er gar nichts falsch gemacht hat, und ich gehe.

Der Geruch von künstlichem Tannenduft hängt noch in der Luft, süß, klebrig, ekelhaft. Meine Beine fühlen sich an, als hätte ich gegen eine Dampfwalze verloren.

Kurz bevor ich die Umkleide erreiche, höre ich jedoch kleine schnelle Schritte und spüre plötzlich, wie jemand meine Hand festhält.

Es ist Justin.

Er hält meinen Bart hoch, völlig zerzaust, mit

haufenweise Zeug darin.

»Hier, der gehört doch dir.«

Ich lächle matt. »Danke, Kleiner.«

Justin lächelt zurück und schaut mich an, als wär ich ein Held. Na ja, wenigstens etwas. »Du kannst ihn aber auch weglassen ...«, brubbelt er, »ohne siehst du viel jünger aus.«

»Ich weiß.« Ich grinse schief und wuschle ihm durch die Haare. »Und jetzt ab nach Hause, ja?« Erst in diesem Moment kapiere ich, dass mir das Leben doch tatsächlich eine unverhoffte zweite Chance vor die Füße geworfen hat. Hektisch fische ich eine meiner Visitenkarten aus der Manteltasche, obwohl ich mir nach diesem kompletten Fiasko kaum mehr Hoffnungen mache. »Hier ... gib die mal deinem Onkel, ja?« Mit einer unauffälligen Ninja-Bewegung trenne ich vorher mein Foto ab. Zwar ist er noch nicht im typischen selbstständigen Lesealter, aber wenn er mein Gesicht darauf sieht, würde es ihm sicher die Illusion zerstören. »Sag ihm einfach, er kann sich gerne bei mir melden, wenn euch der blöde Typ da drüben noch Probleme machen sollte oder ... wenn er mal jemanden zum Reden braucht.«

»Zum Reden ...?« Justin starrt perplex auf die halbe Karte und ich bemerke zu spät, wie seltsam das für ein Kind in seinem Alter klingen muss, weshalb ich schnell eine Erklärung anfüge.

»Hey, guck nicht so! *Santa Claus* ist für alle da – auch für Erwachsene! ... Außerdem hab ich ab über-

morgen Urlaub und ein bisschen Zeit für ... Menschen, die eine Schulter zum Anlehnen brauchen.«

»Ähm ... okay«, entgegnet er verwirrt und ich weiß jetzt schon, dass ich zu viel gesagt habe. »D-Danke.«

»Gern«, seufze ich nur noch und hake die Sache innerlich ab. »Ach, und geht zukünftig nach Minneapolis einkaufen, ja?« Das ist tatsächlich der erste wirklich gute Rat, den ich heute jemandem gebe. »Ich mach das ab jetzt auch!«

»Auf jeden Fall«, lacht Justin zum Glück wieder und läuft schließlich zurück. »Danke Santa!«

Ich grinse. Nur ganz leicht.

Unter Frederics Fuß platzt just in dieser Sekunde eine weitere semiteure taiwanesishe Kugel, begleitet von einem empörten »Verdammt!«, woraufhin ich nur noch den Kopf schüttele, die Tür zur Umkleide aufschiebe und das Chaos hinter mir lasse.

Ende der Leseprobe <3

Hier gehts zum Buch: <https://amzn.to/492UMfC>